

Nr. 38. Bromberg, den 15. Februar 1929.

Sohr, der Herr

Roman von Arno Franz

(3. Fortsetzung.) ———

Bei Berta Kuppke in der Schlegelstraße läutete es Sturm. Einmal — zweimal! Aufdringlich und herausfordernd.

Endlich ein drittes Mal.

Der Klingelknopf stöhnte. Das wiederholte Drücken tat ihm weh. Er meuterte, verkroch sich kurzerhand unter die Holzverkleidung, blieb dort stecken und kam nicht wieder vor.

Nun läutete es Orkan! Nicht mehr einmal — zweimal, nein, ununterbrochen.

Hinter der Türe wurde es rebellisch.

„Man hübsch sachtegen," rief dort eine drohende Stimme. „Mir sin' nicht' bei die Feierwehr. Ick wär schon uffmachen!"

Die Besitzerin der Stimme tat das auch.

Die Tür öffnete sich und eine kleine, runde Frau, die Berta Kuppke hieß, stand einer Juno, die sich Carla Sohr nannte, gegenüber.

Auf beider Damen Gesichtern war Wetterleuchten. Berta wurde nicht gern gestört und Carla wartete nicht gern.

Zudem dieses stantepede Gebimmel!

Niederträchtig!

„Nu ham Se det Ding da glücklich kaputt jemacht", sagte Mama Kuppke und Carla rief:

„Schalten Sie aus! Das geht ja ouf die Nerven."

„Gucke!" gab die Kuppke malitiös zurück, „mit eenem Male!"

Sie beugte aber doch ihren runden Korpus aus der Tür, langte die Hand nach der Klingel und senkte den Taumen in die Öffnung, aus der der renitente Klingelknopf in ruhigen Stunden freundlich herausschaute.

Die Tücke des Objektes schien Mama Kuppke bekannt. Der Knopf sah sich unliebsam in seinem Versteck aufgestöbert, machte ein paar Zuckungen, nahm Anlauf und sprang heraus.

Still war es.

„Det hätten mer ja nu wieder ins Jeschicke jebracht", sagte Frau Kuppke und fragte dann: „Watt woll'n Se denn nu egentlich? Bloß klingeln?"

Carla ward schwach von soviel „Miljöh". Sie mußte alle Kräfte zusammennehmen, um höflich zu bleiben. Sie sagte:

„Meinen Sohn, Herrn Kaden, möchte ich sprechen."

„Jotte doch", stöhnte Frau Kuppke, „so wat", versuchte eine Verbeugung und sah die vermeintliche künftige Schwiegermutter ihrer Ellis aus großen, runden Äuglein interessiert an.

„Ist mein Sohn zu Hause?" fragte Carla, als keine Antwort weiter kam.

„Leider nich', Frau Sohr", sagte Frau Kuppke. „Er is' zu Tisch. Lange kann er aber nich' mehr bleiben. Er wollte mit Ellis — wat meine Tochter is' — nach 'm Sießchen."

Carlas Stirn umwölkte sich immer mehr.

„Was ist das . . . Sießchen?" fragte sie.

„Det Lustschloß bei Potsdam. Wissen Se", unterrichtete Frau Kuppke. „Ham Se noch nischt von jehört? — De Michle oon Sanssouci un so. Der olle Fritz! — Ins Lesebuch stand et, wie mer noch in de Schule jingen."

„Hm", machte Carla und wendete auf dem Absatz.

Mama Kuppke bekam einen Schreck.

„Woll'n Se nich warten, Frau Sohr", rief sie. „Et kann wirklich nich lange dauern. Wenn Se eintreten möchten! Ick ha sein Zimmer schon uffjeräumt."

Schon!! — Ein Viertel nach zwölf.

Carla entschloß sich und trat ein.

„Wo?" fragte sie.

„Un Monument", sagte Berta Kuppke, schob sich im engen Flur an Carla vorbei und riß eine Tür auf.

Dann sagte sie verklärt und glücklich:

„Hier wohnt det Clausimännecken."

Carla fühlte sich wie mit Wasser übergossen. Mit eisigkaltem Wasser!

„Bitte, lassen Sie mich allein", bat sie — man sah ihre Nerven zittern — und schloß die Tür.

Berta Kuppke stand draußen und machte kein gescheites Gesicht.

*

Das war ja bis jetzt ein sehr hübscher Vormittag geworden, stellte Carla im geruhigen Alleinsein fest. Erst Liebetrau und jetzt Kuppkes! Was erwartete sie noch?!

Carla mußte sich setzen. Die Ereignisse machten die Füße schwer. Daheim einer, der Land verschenken wollte und hier einer, der es vertat! Das waren verlockende Aussichten.

Und wie das hier zuzugehen schien! So familiär, wie ganz unter sich.

„Det Clausimännecken" — die verklärte Bezeichnung für ihren Jungen! Liebevoller ging es nicht.

Und dieses Clausimännecken wollte heute mit Ellis — wat meine Tochter is — nach Sanssouci.

Das war denn nun doch allerhand.

„Uff!" machte Carla, streifte die Handschuhe ab und legte ihr Hütchen auf den Tisch.

Das ließ für Claus nichts Gutes erwarten.

Dann setzte sie sich in die Sofaecke und dachte noch an so manches.

*

Vom Korridor klangen Stimmen. Ein helles Lachen zwitscherte dazwischen.

Plötzlich schlug eine Tür zu und Carla hörte ein zischendes Pßt!

Sie sah förmlich, wie dazu zwei dicke, fette Arme Ruhe gebietend durch die Luft fuchtelten.

Das ist die Kuppken, dachte sie, die det Clausimännecken samt dem, wat meine Tochter is, unterrichtet.

„Komm nur rein, Bürschchen, drohte sie im Geiste dem Ahnungslosen.

Und das Bürschchen kam herein. Ganz unbefangen und sehr vergnügt tänzelte es ins Zimmer. Es warf die Mütze auf den Tisch, die lag nun friedlich neben Carlas Behauptung, und stürmte der Mutter mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Tag, Mamachen", rief Claus außerordentlich lieb. „Das nenne ich eine Überaschung."

„Ich auch", sagte Carla und nahm von den beiden Händen Clausens bescheiden nur eine. Die aber drückte sie so heftig, daß Claus glaubte in einen Schraubstock geraten zu sein.

„Bleibst recht lange, Junge", sagte sie beiläufig.

„Gott" — er hob die Schultern — „Kolleg und Mittagsbrot und dann noch 'n Verdauungsbummel durch die Gegend — weg ist die Zeit."

„Ja, du hast's schwer, mein Sohn. — Was hat man dir denn heute an geistiger Kost alles vorgesetzt?"

„Langweiligen Kram! — Bodenkunde und Ackerbaulehre."

„So? — Ich dachte Chemie?"

„Ne — die ist verlegt worden. Auf heut' Nachmittag."

„Schade! Es war gar nicht nett von deinen Professoren, daß sie das taten. Ich hatte geglaubt, ich könne heute mit dir nach Potsdam fahren."

Claus stutzte.

„Nach Sanssouci", nickte Carla.

Claus stutzte noch mehr.

Sollte sie wissen? Aber woher denn! Und wenn — nur nicht verblüffen lassen.

Er packte seine ganze Courage aus.

„Nach Sanssouci, Mama? Was willst du denn dort? Im Hochsommer?! Man kann vor Menschen nicht treten. Scheußlich sag' ich dir! — Wart' bis zum Herbst. Wenn das Laub fällt, fährt man nach Sanssouci. Da ist es dann dort auch wirklich schön."

„Wenn du denkst."

„Sicher!"

Da sah ihn die Mutter von der Seite an, sehr sonderbar, sehr ernst, dachte: Ohrfeigen verdient er, und sagte:

„Ich mache dir einen anderen Vorschlag, Junge."

„Der wäre?"

„Wir ziehen aus."

„Was tuen wir?"

„Ausziehen!"

„Ich verstehe dich absolut nicht. Ausziehen?"

„Ja! Fort! — Weg von hier in ein anderet Loschie. — Wir suchen dem Clausimännecken en besseret Zimmer bei andere Leite."

Claus lachte schallend auf und prustete heraus:

„D—d—d—du bist u—u—ulkig, Mama."

Und Carla stotterte auch. „D—d—d—du", aber nicht vor Lachen, sondern vor maßloser Erregung.

Dicht stand sie vor ihm. Die blauen Augen wurden dunkel, flammten zornig auf. Alle Farbe wich aus dem Gesicht. Rauh, eisern und fest klang die Stimme.

„Verloddert bist du, total verloddert!"

Das fuhr ihm wie eine Klinge in die Parade.

„Und schlecht bist du obendrein! — Du lügst! Pfui! — Du schwänzt das Kolleg. Stiehlst dem Schöpfer die Tage fort. Tändelst mit einer, die eine Berta Kuppke zur Mutter hat. Schämst du dich nicht? Du, der Gutsherr von Großsteinau. Der Erbe von Finkenschlag! Schämst du dich nicht vor deinem Vater. Vor dir selbst!"

Und ob er sich schämte! Er hätte in den Boden sinken mögen.

So hatte er noch nie vor seiner Mutter gestanden. So hatte er sie auch noch nie gesehen.

„Hol' mir das Frauenzimmer", rief sie. „Ich will es kennenlernen."

„Ellis", rief Claus zur Tür hinaus.

Und Ellis kam.

Nur einen Blick tat Carla nach ihr hin.

Sie war, wie sie so sind, die kleinen Mädchen. Kurz, ganz kurz, bis über die Knie, in seidenen Strümpfchen, oben nackt und nackt an den Armen, bleich, sehr bleich, mit gefärbtem Mund, Pagenkopf mit einem sehr feinen Näschen, aber zwei lüstern dreisten Augen.

Sie stand noch nicht fest auf der Schwelle, da wehte sie ein hartes: „Schluß! Aus!" schon wieder hinaus.

Mit einem Ruck zog eine feste Hand die Tür ins Schloß.

„Das — ist — dein — Geschmack?! Um Gotteswillen! — Du und sowas auf Steinau! Prachtvoll! — Dein Onkel drehte sich im Grabe um! — Dort hat eine Aemely Kaden geherrscht. Ist dir Lümmel das schon entfallen?!"

Dann griff die feste Hand nach dem Koffer, der auf dem Schranke stand, hob ihn herunter, stieß ihn unsanft auf den Boden und eine Stimme wie klingender Stahl rief:

„Packen!"

Seit dieser Zeit wohnt Claus Kaden nicht mehr Schlegelstraße 13 II, sondern Invalidenstraße 21 IV.

*

Wie Carla nach diesem Erlebnis nach Hause gekommen war, wußte sie selbst nicht. Es war wie im Traum geschehen. Aber sie war daheim.

Ihre erste Frage hatte dem Gatten gegolten.

Herr Sohr sei in Großsteinau, hatte die Mamsell gesagt und Carla war ohne Aufenthalt dorthin gegangen.

Als Sohr, der im Garten einen Gaul trainierte, seine Frau über die Felder kommen sah, sagte er „Brr", winkte dem Reitboy, übergab ihm den Dreijährigen, den er an der Longe hatte und ging ihr entgegen.

Schon von weitem zog er die Mütze.

„Was treibst du da?", fragte Carla, als sie heran war.

„Bissel Sport," sagte er lächelnd und bot ihr den Arm. Nach Berlin fragte er nicht.

„Das tatest du doch bisher nicht mehr. Du wirst doch nicht wieder —?"

Er nickte nur.

Da war sie still.

Sohr streichelte im Weiterschreiten ihre Hand. Und als er sah, daß es um ihren Mund zuckte, sagte er:

„Ich muß doch, Carla! — Sei vernünftig. Du kennst ja deinen Alten. Der ändert sich nicht mehr. Das Geld für das Land muß her. Es wird da sein, wenn es nötig ist. Der Gaul ist gut. Von „Finkfink aus der Aida". Das kann nicht anders als gut sein. Beine von Stahl, tiefe Gänge, hohe Hinterhand und eine Lunge — kaum zum Auspumpen. Sechstausend Meter Durchstehen garantiere ich. — Wenn er genügend in Form ist, dann 'rauf auf den Jungen, 'rin in die Bahn und der Deiwel soll's holen, wenn ich dem Wetter die hundertfünfzig Morgen nicht aus den Händen reite. — Ein gutdotiertes Rennen und die Chose ist gemacht."

Carla stand plötzlich still. Sie zog den Arm aus dem seinen. Stand vor ihm mit einem bitterwehen Antlitz. In ihr waren die widerstreitendsten Gefühle: Enttäuschung, Schmerz, Liebe und heilige Verehrung.

Sie faltete die Hände, hob sie auf, legte sie gegen seine Brust.

Ganz nahe seinem Gesicht sagte sie:

„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch, einen Schimmer nur von deinem Wollen und Willen, der Junge! Alles wäre anders und gut! Aber so! — O Gott, Sohr."

Haltlos suchte sie Schutz in seinen Armen.

Sie war im tiefsten Innern verzweifelt, weinte Tränen, die niemand sieht und die doch wie Feuer brennen. Die verzehren!

Sohr führte sie langsam heim.

Sie mußte Schlimmes erfahren haben, daß sie so außer aller Fassung war. Ihr Wille, der dem seinen glich, ließ sich von Belanglosem nicht beugen. Heute schien er zerbrochen. Selbst wenn eisige Winde durch den heiteren Sommer ihrer Seele pfiffen, konnten sie diese nicht erstarren machen. Ein leises Klingen war immer in ihr und eine wohlige Wärme um sie.

Aber heute?!

*

Schon vor der üblichen Zeit war Carla zur Ruhe gegangen. Die Aufregung hatte sie erschöpft, der Blick in eine ihr ferne Welt — in die so unerquicklichen Kuppkeschen Verhältnisse — sie erschreckt. Und eine Lüge hatte sie beleidigt.

Eine Frau verzeiht einem Manne so gern eine Torheit, eine Feigheit nie. Und eine Lüge ist eine Feigheit! Es gibt keine größere.

Sohr saß am Lager seines Weibes und hörte ihm zu. Er hielt seine Hand gefaßt, wie der Arzt die einer Kranken.

Leise beendete Carla ihren Bericht.

„Er hat sich weggeworfen an dieses Mädchen, das so weit, weit unten steht. So tief steht! Es ist nichts Wertvolles an ihr. Du brauchst ihr nur in die Augen zu sehen. Sohr — es graut dich. Und er?! Er kann nicht besser sein als sie. Um ihretwillen lügt er, er belügt seine Mutter und sich selbst."

Langsam wendete sie ihm ihren Kopf zu. Ihre Augen suchten die seinen. Verzweifelt klang das heiße Flehen:

„Rette ihn, Sohr. Du tatest es schon einmal. Nahmst ihn dem Tode weg. Jetzt nimm ihn dem Satan fort. Du kannst es, Sohr! — Rette meinen Jungen."

Stumm drückte er ihre Hand.

„Versprichst du es mir, Fritz?"

Er nickte nur.

„Und glaubst du, daß — —?"

„Ich glaube es", sagte er fest. „Ich werde es versuchen. Und wenn ich mein Leben daran setzen müßte — —"

Diese Worte schon verstand sie nicht mehr. Er sprach sie im Hinausgehen, weil auch ihn die Erregung zu überwältigen drohte. Und weil ein Mann seines Schlages seiner Gefühle nur im Alleinsein Herr zu werden vermag.

Wenn ein Männerherz erschauert, dürfen das Menschen nicht sehen.

Ein Mann weint seine Tränen in sich hinein. Sein Schmerz ist nur sein Schmerz!

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Burte, der Kleistpreisträger.

Zum 50. Geburtstag am 15. Februar 1929.

Von Alfred Dreßler.

Von der Malerei kommt der Badenser Hermann **Burte** (geboren 1879 in Maulburg) zum Drama. Das auf Beobachtung geschulte Auge des Malers kommt dem Schriftsteller natürlich zugute. Abgesehen von dem bekannten Romanerfolg von „**Wiltfeber, der ewige Deutsche**“ (1912) gelangte als erstes Stück das Schauspiel „**Herzog Utz**“ (1913) zu gewisser Bedeutung im Schaffen dieses Autors. Es spielt in der Nähe der Heimat des Dichters und ist eine mittelalterlich-historische Geschichte von Leidenschaft und Liebe, mit starken dramatischen Akzenten ausgestaltet und einem ziemlich bedeutenden Gefühlsgehalt. Trotzdem wäre diese Arbeit aber noch nicht geeignet gewesen, Burte zu dem Ansehen zu bringen, das er durch seine folgenden Werke sich erobert hat, vor allem durch das Schauspiel „**Katte**“ (1914), das an vielen Bühnen in der Zeit des Krieges gespielt wurde. Das bekannte Schicksal des Leutnants Katte, der sich für den Kronprinzen opferte und zum Tode verurteilt wurde, ist der Stoff des wirksamen Theaterstücks; die geschichtlichen Persönlichkeiten des Königs, der Königin und besonders Kattes selbst und der Prinzessin sind geschickt gestaltete Bühnenfiguren.

Bleibt „Katte“ dennoch mehr an den äußeren Geschehnissen der Handlung haften, so dringt die Tragödie „**Simson**“ (1917) ganz zu psychologisch meisterhafter Durchleuchtung der inneren Zusammenhänge vor. Die Handlung ist im wesentlichen die der bekannten Oper von Saint-Saëns. Besonders virtuos ist die Zeichnung des Charakters der dämonisch verführerischen Delila, die dadurch menschlich vertieft wird, daß Hermann Burte ihren Vernichtungstrieb aus der Gier dieses Weibes nach der vollkommen unbeschränkten Macht des Mannes erklärt. Diese Delila ist getrieben von einem unbezwingbaren Herrschergelüst, sie ist das Weib, das den Mann als den Gewaltigeren und Mächtigeren bewundern möchte und in ihrer Unbefriedigtheit sich über ihn durch grausame List erhebt. Die Sprache im „Simson“ ist kraftvoll und von verschwenderischer Pracht ganz im Stil des Werkes gehaltener Bilder. Die Katastrophe am Schluß des Werkes ist meisterlich vorbereitet. Die vorhergehenden Akte sind wie eine gewaltige Treppe dem Höhepunkt der Tragödie am Ende vorgelagert.

Eine von eigenen Gesichtspunkten ausgehende Neudichtung und Vollendung des gleichnamigen Schillerschen Fragmentes versuchte in durchaus selbständiger Form Burte im „**Warbeck**“ (1920), der in der Öffentlichkeit merkwürdig wenig bekannt ist. Die Handlung aus der mittelalterlichen englischen Geschichte (sie spielt im Jahre 1494) ist in eine sinnvolle Parallele zu den Vorgängen unserer gegenwärtigen Zeit gestellt.

Besondere Beachtung verdient noch die in Freiburg im Breisgau uraufgeführte dramatische Versdichtung „**Apollon und Kassandra**“. Die antike Sage des Schicksals der Kassandra, die, von Apollon begehrt, wider das männlich Verlangende in dem unbeherrschten Gott sich auflehnt, bildet die Handlung des der Eigenart Burtes voll entsprechenden Stückes. Die dichterisch menschliche Perspektive ist überragend geschaut, der Wille Burtes zur hohen Kunst unwiderlegbar bewiesen. Das reine Ideal des über der Macht des dumpfen Eros thronenden Ethos ist in der ekstatischen Vision eines echten Dichters zu künstlerischem Leben erweckt.

Ein Abend im Schnepfental.

Von Wilhelm Hochgreve.

Das Ackermänneken, wie wir die graue Bachstelze nennen, sah ich schon vor einer Woche, und auch ihre Frau Schwägerin tupfte ihr Gelb als erste lebensfrische Farbe in das tote Einerlei des noch wintermatten Gesträuchs. Den Rotschwanz, mit dem die Wanderschnepfen zu gleicher Zeit eintreffen sollen — und die Regel hat sich schon vielfach bestätigt —, sah unser Nachbar. Die ersten Kiebitze ließen ihre Schreie über die Weiden gellen. Ich sollte meinen, der Zug der Schnepfen wäre im Gange und der Balzstrich hätte eingesetzt. Aber mag's werden, wie's will: ich habe noch nie eine Stunde Waldeinsamkeit bereut. In's Schnepfental führt mich mein Gang. Einen Schrotschuß breit und ein halbes Tausend Meter lang zieht sich ein Wiesenstreifen am Murmelbach entlang. Die nicht sehr hohen und mäßig abfallenden Talhänge sind unten mit Erlen bestockt, darüber mit Eichen- und Eschenstangen, von einigen Fichtenschonungsstreifen unterbrochen, und über die Kämme zieht sich beiderseits lichter Buchenhochwald. Seit Großvaters Zeiten heißt dieses Tal das Schnepfental. Zwischen Okuli und Judika zieht's mich immer wieder und oft dorthin; denn wenn die Schnepfen überhaupt streichen, dann tun sie es hier bestimmt. Aber auch sonst hat dieses kleine Bergtal es mir angetan. Hier sprengt der Frühling die rauhe Winterhülle früher als in den Bergen, wo die Kuppen und die Nordhänge noch im Krustenschnee starren.

Ich bin früh aufgebrochen und habe noch Zeit. So bummle ich mit dem treuen alten Drahthaar bis zum Anfang des Tales, einem Bergkessel, den der Volksmund treffend den „heimlichen Grund“ nennt. In die alte Buche über dem Quell des Murmelbachs sind Dutzende von Herzen und Buchstaben eingeschnitten. Weiß der Himmel, die jungen Menschenkinder haben Geschmack, daß sie sich dieses Fleckchen Erde zum Herzverlieren aussuchten. Ich liege neben meinem Hunde unter einer Schirmfichte, deren Nadelteppich die Abendsonne vergoldet, und lausche dem Schmettern, Flöten und Pfeifen der Drosseln um mich her, dem Läuten der Meisen, den Silberschlägen der Buchfinken und dem zarten Liede des Rotkehlchens. Eine Ringeltaube steuert in die Liebesbuche, ein Täuber, der mit verklingendem Baß sein Sehnen das Tal entlang rollen läßt. Ich könnte ihn herunter holen, ohne aufzustehen, aber ich mag nicht. Wozu diese Stimme vernichten, die mir noch oft, auch noch im Brachmond, wenn ich hier auf den roten Bock pürschen werde, von Liebe singen soll? Eifersucht läßt einen Nebenbuhler, den ich nur höre, in seinem Baume aufklatschen und in schnellen dumpfen Tönen antworten.

Ein dritter mischt sich jetzt auch ein. Flügelschläge knallen ab und zu dazwischen wie zornige Peitschenhiebe. Gru-ku-ku, gruku, ruft unentwegt der in der Liebesbuche, und sein Ruckſen klingt mir am tiefsten und kräftigsten. Das merken wohl auch die anderen, weshalb sie ihm nur aus der Ferne zu trotzen wagen. Die kleinen Sänger rings um mich her lassen sich nicht beirren, und ein Waldchor ist um mich lebendig, der alljährlich den Auftakt zum Schnepfenstrich bildet. Die Sonne versinkt in den Buchen, die Tauben klatschen davon, ein leichter würziger Kältehauch kommt das Tal herauf. Die Drosseln werden müde, aber die Rotkehlchen trällern weiter, immer leiser, abendlich, ganz zur Heimlichkeit der sich herantastenden Dämmerstunde passend. Ich gehe mit dem Hunde nach meinem Schnepfenstande am Fuße einer Überhälterbuche in der Mitte des Tales. Die Ulenflucht, die geisterhafte, schleicht näher. Die letzte Strophe des letzten Liedes aus rötlich überhauchter Vogelkehle verklingt traumhaft in das Gemurmel des Baches, das ich allein jetzt noch schwach vernehme. Es ist sonst still rings umher.

Da heult eine Eule auf, der keifende Antwort wird. Ich lege den Drilling zurecht. In den Eichenstangen Geraschel, Gepolter talwärts. Fünf, sechs, sieben Rehe ziehen die Wiese hinunter, um auf den Roggen vor dem Holze auszutreten. Hinter mir kläfft heiser ein Fuchs. Da — ich will den Drilling hoch reißen, aber nur eine Eule schaukelt vorüber.

Quorr, quorr, ich rucke zusammen, es geht also los!

Quorr, quorr, ein balzendes Männchen, und: psik, da schaukeln sie hin wie von schnellen Wellen getragen. Quorr, quorr, psik, psisik, quorr, quorr, überall Schnepfen um mich her, aber bisher alle zu weit. Quorr, quorr, psisik, das war ich selber. Irgendwo fallen zwei Schüsse. Ich will wieder versuchen zu reizen, da — quorr, quorr, schwimmt eine auf mich zu. Zu spät ist der Schuß heraus, aber der zweite läßt sie kippen. Ich lade und harre bis zum Schluß. Ein Dutzend streichen diesen Schnepfenabend und machen dem Namen des Tals alle Ehre. Zwei, auch drei hätte ich noch erlegen können, aber die eine, die mein Rauhbart auf einen Wink aus den Büschen bringt, genügt mir. Auf der Herbstsuche braucht man nicht so vorsichtig zu sein, aber auf dem Frühjahrsstrich soll Zurückhaltung höchstes Gebot bleiben. Wer nicht begreifen kann, daß Schnepfen keine Tontauben sind, der bleibe fern von jener weihevollen Abendstunde im Vorfrühlingswalde, die wir „Schnepfenstrich“ nennen.

Nacht.

Nacht schleicht heran, die leise singt.
In breitem dunkelm Strom bezwingt
Sie die verstummten Felder.

Mit schwarzem Flutenschwall ergießt
Sie sich zur Stadt und überfließt
Das Haus und löscht die Lichter,

Bis sie, vom eignen Einsamsein
Entsetzt, erschauernd querfeldein
Zum fernen Hahnschrei flüchtet.

Max Bittrich.

Der Amokläufer.

Skizze von Hans Arnold.

Die Glocke am Pfahl in der Straße eines in der Nähe von Samarang liegenden javanischen Kampongs schrillte laut und gellend, und unmittelbar darauf erschallten die Schreckensrufe der geängstigten Einwohner: „Amok! Amok!“ Da wurde auch schon die Gestalt des Amokläufers, des maduresischen Tabakarbeiters Belawan, sichtbar. Im schnellen, aber unsicher schwankenden Lauf näherte er sich, die Augen starr und blutunterlaufen, in jeder Hand und zwischen den Zähnen einen todbringenden Kris. Da lagen auch schon zwei Opfer, ein älterer Mann und ein junges Mädchen, die scheinbar die Gefahr zu spät bemerkt hatten und sich nun in ihrem Blute wälzten. Schüsse erschallten, von denen einer bereits getroffen zu haben schien, denn von der Wange des Amokläufers rieselte ein dünner Blutstreifen. Unbeirrt lief dieser aber weiter. Da führte ihn ein Zufall oder auch das Schicksal den jungen holländischen Beamten van Leuwen der nahen Tabakpflanzung in den Weg. Der Weiße zog seinen Browning und richtete ihn auf den Maduresen. Aber irgend etwas Geheimnisvolles veranlaßte ihn, die Waffe auf den ihn bereits unmittelbar bedrohenden Burschen nicht abzudrücken; er sprang vielmehr zur Seite, indessen dieser plötzlich wie vom Blitz getroffen zusammensank und sich in Krämpfen auf dem Boden wälzte. Nun faßten auch einige bisher ängstlich hinter den Haustüren abwartende Dorfinsassen Mut, entwanden mit vieler Mühe dem heftig um sich schlagenden Burschen die Waffen und brachten ihn in sicheren Gewahrsam. —

Einige Zeit darauf fand in Samarang die gerichtliche Ahndung dieses Falles statt. Der Angeklagte, bisher unbescholten und als fleißiger, zuverlässiger Arbeiter bekannt, verweigerte hartnäckig jegliche Aussage. Die beiden von ihm — leichter als es zuerst den Anschein hatte — Verletzten waren Vater und Tochter und hatten keinen Strafantrag gestellt; im Gegenteil bat das junge, auch für europäische Begriffe auffallend hübsche Mädchen um Freilassung des Angeklagten. Der Richter, ein jovialer, bereits seit vielen Jahren in den Tropen ansässiger und mit der Psyche der Eingeborenen ziemlich vertrauter Mann, forschte sie über ihre Beziehungen zu dem Maduresen aus. Ob sie ein Verhältnis mit ihm gehabt habe? Aber auch sie hüllte sich in hartnäckiges Schweigen. Die ziemlich seltsamen Begleitumstände des Falles, vor allem der Grund, weswegen van Leuwen den als Amokläufer doch vogelfreien Maduresen nicht ohne weiteres niedergeschossen hatte, interessierten ihn. Zudem wußte er, daß die malaiische Rasse eine ihr zugefügte Kränkung nie vergißt, und befürchtete infolgedessen, das Mädchen und wohl auch der junge Holländer, zu dem diese, wie er vermutete, in zarten Beziehungen gestanden haben mußte, würden doch über kurz oder lang der Rache des Burschen zum Opfer fallen.

Er vertagte den Fall, um bei van Leuwen nähere Erkundigungen einzuholen. Diese bestätigten seine Vermutung. Es war die alte Geschichte. Das hübsche Mädchen hatte sich — wohl auch auf Veranlassung seines Vaters, der sich von der Beziehung seiner Tochter zu dem Holländer besondere Vorteile versprach — van Leuwen genähert, ihm mit der naiven Koketterie ihrer Rasse Avancen gemacht, und der erst seit kurzem dort befindliche, noch wenig landeskundige Fremde war sehr bald den sinnlichen Reizen und Lockungen des Mädchens erlegen. Dabei wurde natürlich der frühere Liebhaber — eben jener Belawan — vernachlässigt, und dieser wieder betäubte zunächst Wut und Enttäuschung mit Opium, bis Eifersucht und Rauschgift ihn so entnervt hatten, daß er eines Tages zum Amokläufer wurde. — Sehr ernst geworden, fragte nun der Richter seinen jungen Landsmann, wie er sich die weitere Entwicklung dieses Falles denke. Etwas betreten meinte van Leuwen, daß der Bursche nach Verbüßung seiner Strafe das Mädchen heiraten und er selbst dann dem Paar eine reichliche Brautgabe zukommen lassen würde. „Damit dürfte nach meiner Erfahrung die Angelegenheit nicht erledigt sein“, meinte achselzuckend der Richter, „jedenfalls gebe ich Ihnen den Rat, sofort um Ihre Versetzung in einen anderen Bezirk einzukommen.“ — Einige Tage darauf wurde Belawan zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt. Mit geradezu stumpfsinniger Ruhe nahm er das Urteil an.

Van Leuwen legte der Warnung des Richters keinerlei Bedeutung bei, zudem lernte er einige Tage darauf die bildschöne Tochter eines soeben nach der Kolonie versetzten Beamten kennen und verliebte sich sterblich in sie. Ein Vierteljahr später waren sie Mann und Frau. Von seiner früheren Geliebten hörte er seit jenem Vorfall nichts mehr. Ihrem Vater hatte er ein reichliches Geschenk übergeben, wurfig, daß seine Tochter in einem anderen Kampong arbeite und bald den Sohn eines Freundes heiraten würde.

So schien alles in bester Ordnung zu sein, als auf einmal die holländische Gesellschaft von der Nachricht erschreckt wurde, daß der bisher in glücklichster Ehe lebende van Leuwen seine junge Frau in einem Anfall geistiger Umnachtung erstochen habe. Die Begleitumstände der Tat waren allerdings dunkel und seltsam. Wie die eingeborenen Diener bekundeten, hatte sich das junge Paar wie immer in bestem Einvernehmen zur Ruhe begeben. Am nächsten Morgen fand man die junge Frau tot in ihrem Bette auf. Ein ihrem Mann gehöriges kurzes Jagdmesser steckte noch in ihrer Brust, während dieser selbst in einem apathischen Zustand in seinem Bette lag und keinerlei Auskunft zu geben vermochte. Eine völlige Erinnerungslosigkeit schien ihn befallen zu haben. Aus seinem Munde kam nur ein wirres Gestammel. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn nach Batavia in das Sanatorium eines als Psychiater bekannten Arztes zu schaffen. Allmählich kehrte seine Erinnerung zurück. Er behauptete, in jener Nacht einen Schatten gesehen zu haben, der ihn durch einen furchtbaren Schlag auf den Kopf betäubt haben müsse. Von allem weitern wisse er nichts. Schließlich wurde er nach allmählicher Besserung seines Zustandes als geheilt entlassen. In der gerichtlichen Untersuchung stand man zwar seinen Angaben mißtrauisch gegenüber; das Verfahren wurde aber niedergeschlagen, da jeder Beweggrund für eine Absicht seiner Tat fehlte.

Da gelang es eines Tages jenem Richter, der ihn seinerzeit gewarnt hatte, den Fall ziemlich restlos aufzuklären. Er stellte fest, daß Belawan, der eine Woche vor der Tat aus dem Gefängnis entlassen war, sich in jener Zeit in seinem früheren Kampong aufgehalten hatte. Weiter ermittelte er, daß etwa eine Woche später die einstige Geliebte des Eingeborenen, die nach ihrer Verheiratung in einem ziemlich weit entfernten Kampong lebte, in der Nähe ihrer Hütte tot aufgefunden wurde. Eine sichtbare Todesursache war nicht festzustellen; sie mußte einem Herzschlag erlegen sein. Auch in diesem Kampong hatte man ihn gesehen. Belawan wurde nun verfolgt mit dem Ergebnis, daß er schließlich in die Enge getrieben von neuem Amok lief und dabei getötet wurde. Die völlige Aufklärung des Falles war somit nicht mehr möglich; immerhin sprach eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß Belawan in der Mordnacht van Leuwen durch einen heftigen Schlag betäubt und dann die junge Frau mit van Leuwens Messer erstochen hatte. Dann mußte er diesen einen jener landesüblichen geheimnisvollen Gifttränke, in deren Herstellung ja die malaiische Rasse Meister ist, verabfolgt haben, dessen Folge die zeitweilige Erinnerungslosigkeit van Leuwens war. Auch der plötzliche Tod seiner früheren Geliebten war sicher durch irgendein unmittelbar tödlich wirkendes Gift erfolgt.

Van Leuwen kehrte als kranker und seelisch gebrochener Mann bald darauf nach Holland zurück.



Bunte Chronik



* **Kälteschwärzung im Tierreich.** An einigen Tieren hat man eine infolge von starker Kälteeinwirkung eintretende „Kälteschwärzung“ festgestellt. So gelang es z. B., durch andauernde und stetig steigende Abkühlung bei Schmetterlingen eine dunklere Färbung zu erzielen, die mitunter sogar in ganz schwarze Töne überging. Eine sehr ähnliche Erscheinung zeigte sich auch, als ein Forscher mit Namen Schulz sogenannte „Russenkaninchen“ großer Kälte aussetzte; schon nach Ablauf von zwei Wochen hatten sich bei den Kaninchen alle der Kälte unmittelbar ausgesetzten Fellteile tiefschwarz gefärbt. Auch in der freien Natur kann man winterliche Dunkelfärbung an Säugetieren beobachten, wie beim Reh, und noch schöner beim Feh-Eichhörnchen. Bei gewissen Tieren tritt durch den Einfluß der Kälte Schwarz- und Weißfärbung zugleich auf; eine Erscheinung, die besonders am „Spiegel“ des Rehs hübsch zu sehen ist, der sich im Winter weiß färbt und gleichzeitig einen schwarzen Rand erhält.

*

* **Ein teurer Börsensitz.** Für die Zulassung an der Newyorker Börse werden für europäische Begriffe märchenhafte Summen bezahlt. Kürzlich wurde wieder ein Rekord in dieser Hinsicht aufgestellt. Für einen Sitz an der Stock Exchange wurden nicht weniger als 590 000 Dollar bezahlt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.